

Wiedersehen mit mir selbst

Teil 1

Was danach geschah



Was danach geschah!

Wiedersehen mit mir selbst (Teil 1) – zwischen Pizza und Aperol

Im Buchteil I von *Wiedersehen mit mir selbst* hast du Eva, ihre chaotischen Macken, ihre Vorliebe für Aperol und ihre persönliche Entwicklung erlebt – weg von „ich habe Angst, dass andere schlecht über mich denken“ und „ich traue mich nicht, Grenzen zu setzen“ hin zu „ich bin gut genug und darf mir Raum nehmen“.

Auf ihrer Reise quer durch Italien ist sie auf wunderbare Menschen getroffen, wie z. B. auf den 65-jährigen Luca, der ihr gezeigt hat, dass sie in ihrem Leben keine Nebenrolle, sondern die Hauptrolle spielen darf.

Du hast Evas italienische Familie kennengelernt und gesehen, dass, und wie, es möglich ist, auch Menschen gegenüber, die man liebt, wenn es nötig ist, Grenzen zu setzen.

Du hast von Evas intimen Gesprächen mit Berta, dem Bus, gelesen, die sie weg von der Meinung anderer und zurück zu ihrer eigenen Intuition geführt haben.

Und du hast vermutlich gespannt verfolgt, was sich zwischen Eva und Max am Campingplatz von Positano abgespielt hat. Eva, die ganz und gar nicht erfreut war, Max – den Unternehmensberater, von dem sie glaubte, er wäre für ihre Kündigung als Marketingassistentin verantwortlich – am Stellplatz neben sich wiederzufinden.

Wo anfangs noch Wut und Ablehnung waren, entwickelte sich zwischen den beiden eine Freundschaft. Oder vielleicht doch etwas mehr?

Genau das wollten viele von euch wissen: Wie ging es mit Eva und Max weiter? Und jetzt ist der Moment, in dem du genau das erfährst.

PS: Falls du Buchteil 1 noch nicht gelesen hast, hol das am besten nach und bewahre dir dieses Nachwort lieber für später auf.

Herzlich, deine Melanie



Heimkommen

Heimkommen

Da bin ich nun also – zurück in Wien. Die ganze Rückreise über habe ich mich vor dem Moment gefürchtet, wieder hier anzukommen. Da war diese diffuse Angst, dass ich all das, was sich während meiner Reise in mir verändert hat, vielleicht verlieren würde, sobald ich wieder im gewohnten Umfeld bin.

Aber jetzt, wo ich vor meiner Haustür stehe, fühle ich eine sanfte Vorfreude auf mein kleines Altbaunest mitten in Wien – der Stadt, die ich doch eigentlich sehr liebe. Und irgendwie stellt sich in diesem Moment die innere Gewissheit ein, dass ich die neue Eva – die, die ich während meiner Reise revolutioniert habe – mitgenommen habe. Ich lächle zufrieden, drehe den Schlüssel um und stoße, bepackt mit Koffer und Tasche, die Wohnungstür auf.

Nie im Leben hätte ich vor meiner Abreise damit gerechnet, dass ein kleiner Italientrip so viel verändern kann. Als Trauerkloß stieg ich ins Auto und fuhr voller Selbstzweifel nach Italien. Und nun komme ich als strahlende Frau – na ja, sagen wir zumindest deutlich strahlender als vorher – hierher zurück. Mit einer leisen Neugier darauf, welche Geschenke das Leben mir als nächstes bringt. Auch dieses Mindset, einfach mal Positives zu erwarten statt immer denselben Mist, habe ich mir in den letzten Tagen und Wochen erarbeitet.

Na gut, ich geb's zu – es ist Sommer, ich bin braun gebrannt und tiefenentspannt von zwei Wochen herrlichem Urlaub. Da fällt es vielleicht auch ein bisschen leichter, alles etwas rosaroter zu sehen. Ganz abgesehen davon, dass ich vermutlich tatsächlich eine rosa Brille trage. Ausgelöst durch einen Kerl namens Max, der mir am Campingplatz bei Positano mehr den Kopf verdreht hat, als ich mir vorerst eingestehen wollte.

Denn auf meine stille, immer wiederkehrende Frage, ob ich ihn vermisse, kommt bei mir ehrlicherweise nur eine Antwort: jeden Tag.

Ob er wohl noch in Positano ist? Wohl eher nicht. Nach meiner Berechnung müsste auch er längst wieder in Wien gelandet sein. Was macht er wohl gerade? Denkt er an mich? Oder hat er mich vielleicht längst schon vergessen?

„Natürlich nicht. Wer könnte dich vergessen?“ ruft die Ariane in mir – jene selbstbewusste Rolle in mir, in die ich vor wenigen Tagen geschlüpft bin, als ich bei einem Theaterstück in Lucca für einen Freund eingesprungen bin.

Auch der Frust über den verlorenen Job, kurz vor dem Urlaub, scheint in Italien geblieben zu sein. Stattdessen spüre ich eine leise Zuversicht, dass sich schon irgendwie das Richtige ergeben wird.

Ich werfe Koffer und Strandtasche aufs Bett und eile noch einmal zurück zu Berta – meinem VW-Bus, der mir ein wenig mehr bedeutet, als es ein Auto eigentlich sollte –, um den Rest meines Gepäcks zu holen. Auf Auspacken habe ich allerdings keine Lust. Stattdessen hole ich mir ein Wasser mit Eis, mache es mir auf meinem kleinen Altbaubalkon gemütlich und greife zum Smartphone.

„Huhu, ich bin wieder da und hätte Lust, die letzten lauen Sommernächte mit euch zu verbringen“, schreibe ich zwei Freundinnen – in der stillen Hoffnung, dass sie mich genauso vermisst haben wie ich sie.

Es dauert nicht lange, bis die ersten Antworten eintrudeln. Doch schnell wird klar: Heute, so spontan, hat leider niemand Zeit. Soll ich es mir weiterhin alleine auf dem Balkon gemütlich

machen? Dann müsste ich kochen - denn Hunger macht sich bemerkbar - und dazu habe ich nun so gar keine Lust. Außerdem war ich in letzter Zeit ohnehin viel allein. Ich merke: Eigentlich möchte ich heute lieber unter Menschen sein. Ein bestimmter Mensch wäre mir am allerliebsten. Mein Mund verzieht sich zu einem verträumten Lächeln, während mein Kopf „Max“ flüstert.

Aber den kann ich unmöglich anrufen. Wie sähe das denn aus? Kaum zu Hause angekommen, greife ich schon nach dem Zettel mit seiner Telefonnummer – die er mir eigentlich nur für „Spinnen-Rettungs-Notdienste“ gegeben hat.

Natürlich ist mir klar, dass diese Geste vermutlich auch von seiner Seite ein ziemlich eindeutiges *Ich-würde-dich-in-Wien-gerne-wiedersehen* war. Trotzdem fühlt es sich an, als würde ich ihm hinterherlaufen, wenn ich mich jetzt gleich melde.

Ich merke zwar, dass solche Gedanken eher meiner alten Welt entspringen – der Angst vor Ablehnung –, beschließe aber trotzdem, ihn heute nicht anzurufen. Und morgen auch nicht. „Ich komme gut alleine klar. Ich bin mir selbst genug“, sage ich mir entschlossen.

Und dennoch ärgere ich mich darüber, dass nur ich seine Nummer habe und er umgekehrt nicht meine. Jetzt liegt alles an mir. Ich muss den ersten Schritt machen. Etwas, das ich so gar nicht gut kann. „Mist ...“, murmele ich und versuche, meine Gedanken wieder auf Schiene zu bringen. Also erst einmal ab in die Küche, um meinen Kühlschrank zu checken. Wie erwartet ist er gähnend leer. Okay. Dann gehe ich jetzt erst einmal einkaufen. Und überlege mir danach einen Plan für heute Abend.

Affirmation: Ich erwarte Gutes und begegne dem Leben offen. Die nächsten Schritte formen sich zu meinem Besten.



**Ein Gespräch,
das plötzlich
Zukunft heißt**

Ein Gespräch, das plötzlich Zukunft heißt

Mein Kühlschrank ist nun zwar voll, aber Lust auf Kochen oder Couching will trotzdem nicht aufkommen. Auch die Wäscheberge, die mich beinahe sehnsüchtig rufen, üben so gar keinen Sog auf mich aus.

„Es ist Sommer. Ich muss raus und das Leben genießen“, nuschle ich vor mich hin, während ich im Schrank nach einem Sommerkleid suche – was sich schwieriger gestaltet als gedacht, weil ich fast alle im Urlaub mit dabei hatte und sie sich jetzt in der Wäsche befinden. Schließlich ziehe ich ein älteres Modell hervor, das schon mindestens zehn Saisons auf dem Buckel hat.

„Das passt schon. Wer von innen strahlt, braucht keine perfekte Hülle“, sage ich – aber das Beste – ich fühle es auch.

Eigentlich ist das hier gerade eine Premiere, kommt es mir plötzlich: Eva – neu erfunden oder vielleicht auch wiedergefunden, je nachdem, wie man es sehen will – hier in Wien. Ein kleines bisschen bin ich jetzt ein anderer Mensch. Und genau diesen neuen Menschen führe ich heute aus.

Der Gedanke gefällt mir. Er fühlt sich irgendwie aufregend an. Dass keiner meiner Freunde Zeit hat, um mich zu begleiten, bremst meinen Enthusiasmus kein bisschen. Noch vor einem Monat wäre es für mich undenkbar gewesen, alleine in die Stadt zu gehen, alleine Abend zu essen oder alleine einen Aperol zu trinken. Und jetzt stehe ich hier und beschließe es einfach. Ohne einen einzigen Zweifel.

Was ich in Italien gelernt habe, wird jetzt in Österreich etabliert.

„Ich führe mich selbst aus – ist doch schön“, lächle ich und werfe einen Blick in den Spiegel. Schließlich möchte ich mich selbst ja auch weiter und besser kennenlernen. Wie bei einem echten Date – nur eben mit mir alleine.

Wenige Minuten später schließe ich die Wohnungstür hinter mir und trete hinaus in den warmen Sommerabend.

Nach einigem Hin und Her übernimmt meine Aperol-Lust die Führung, und ich finde mich am Rathausplatz wieder. Da es in Wien nicht allzu viele Orte mit wirklich perfekt gemixtem Aperol Spritz gibt, beschließe ich, den Sommer am Rathausplatz zu nutzen. Ein Event, bei dem der gesamte Platz übersät ist mit kleinen Essensständen aus aller Welt – und, noch wichtiger, mit einer originalen Aperol-Bar.

Nachdem ich alle Stände und ihre Leckereien unter die Lupe genommen habe, entscheide ich mich für eine Tortilla. Mit ihr in der Hand schlendere ich über den Platz und beobachte die Menschen. Die meisten sind als Pärchen oder in Freundesgruppen unterwegs. Kaum jemand alleine – so wie ich. Kurz drängt sich ein alter Gedanke auf: Wie sieht das denn aus, wenn ich hier so allein herumspaziere? Denken die, ich bin komisch?

Aber er bleibt nicht lange. Ich schüttele ihn ab und erinnere mich an die Worte von Luca, meinem Freund aus Italien: Niemand denkt so viel über dich nach wie du selbst. Die meisten sind mit sich beschäftigt.

Und außerdem weiß ich ja gar nicht, was andere denken. Wir unterstellen ihnen meist nur die Gedanken, die wir selbst haben. Wenn ich also glaube, ich sehe armselig aus, weil ich alleine unterwegs bin – dann sind das meine Gedanken. Nicht ihre.

Ich nicke mir selbst inbrünstig zu, während ich die Worte meines klugen Freundes innerlich wiederhole. Und als ich schließlich den Bereich der Aperol-Bar erreiche, entdecke ich eine andere Frau – vermutlich sogar in meinem Alter –, die es ebenso wagt, alleine auszugehen. Na, bitte. Der perfekte Beweis, dass es völlig okay ist.

Ich beobachte sie einen Moment lang und - als würde sie es bemerken - blickt sie auf. Unsere Blicke treffen sich. Ich lächle. Sofort kommt ein Lächeln zurück. Sympathisch, stelle ich fest, und gehe weiter Richtung Bar.

Ich bestelle und nach kurzer Zeit halte ich ihn endlich in Händen – den Aperol Spritz, auf den ich mich seit Stunden freue. Perfekt gemixt. Fast wie in Italien.

„Mhmmm ...“, murmele ich. Der schmeckt wirklich verdammt gut.

Jetzt brauche ich nur noch ein lauschiges Plätzchen. Genau das gestaltet sich hier – wie so oft bei dem großen Andrang – als schwierig. Mist. Weit und breit kein Platz. Also drehe ich mich um und blicke wieder zu der Frau von vorhin, die immer noch alleine auf ihrem Platz sitzt, in der Hoffnung, dass sie mir vielleicht zuwinkt.

Ein kleines Déjà-vu drängt sich mir auf. So wie damals in Italien, als ich meinen Freund Luca nur deshalb kennengelernt habe, weil ich keinen freien Tisch fand – und er mir anbot, mich zu ihm zu setzen.

Die Frau schaut allerdings konzentriert auf ihr Handy und macht keine Anstalten, mich zu sich einzuladen. Was jetzt? Ich verziehe den Mund. Aperol kann man nicht im Stehen genießen. Dafür muss alles passen. Was das betrifft, bin ich etwas mondig. Wenn schon Genuss, dann bitte perfekt.

Na gut. Dann warte ich eben ein paar Minuten.

Aus fünf werden zehn. Und als das Eis in meinem Aperol immer weniger wird, beschließe ich schließlich: Also gut. Dann mache ich halt den ersten Schritt – auch wenn er mir nicht ganz leicht fällt. Langsam, vielleicht ein wenig schüchtern, gehe ich auf die allein an einem Tisch sitzende Frau zu.

Was, wenn sie sagt, sie will alleine sein? Dann würde ich mich ziemlich vor den Kopf gestoßen fühlen. Kein schöner Gedanke. Ich bleibe stehen. Vielleicht doch keine gute Idee.

„Quatsch, Eva. Hab dich nicht so“, meldet sich plötzlich eine innere Stimme. „Das Risiko, dass jemand „Nein“ sagt, gibt es immer. Aber eben auch die Chance auf ein „Ja“. Die alte Eva hatte Angst vor Ablehnung. Die neue ist mutiger. Also los.“

Na gut. Überredet. Ich setze mich wieder in Bewegung.

„Sorry, dass ich störe“, lächle ich. „Ist der Platz neben dir vielleicht noch frei?“

„Hm ...“, macht die Frau und schaut mich kurz verdattert an. Dann lächelt sie. „Ach so – du meinst, ob du dich dazusetzen kannst? Klar, natürlich.“

Ich atme erleichtert aus und setze mich. „Danke dir“, sage ich und stelle mein Glas ab.

„Gerne“, antwortet sie. „Ich bin übrigens Lena.“ „Eva“, lächle ich zurück. Einen Moment sitzen wir einfach da, nippen an unseren Aperols und beobachten das bunte Treiben um uns herum.

„Eigentlich verrückt, wie voll es ist“, sagt Lena schließlich. „Ich arbeite sonst meistens abends. Da vergisst man schnell, dass die Welt draußen auch existiert.“

„Ach ja? Was machst du? Arbeitest du in der Gastronomie?“, hake ich nach.

Sie schüttelt den Kopf. „Nein, ich bin Redakteurin bei *Femina*. Na ja – und ein Workaholic. Das kann ich nicht leugnen. Deshalb auch die intensiven Abende“, sagt sie und zwinkert mir zu.

„Wow“, sage ich. „Du meinst *die* Frauenzeitschrift *Femina*? Nicht dein Ernst?“ Dass sie vermutlich überarbeitet ist und vielleicht nicht weiter darüber sprechen möchte, ignoriere ich in diesem Moment – denn ich bin völlig aus dem Häuschen. Meine Augen leuchten. „Dann bist du ja so etwas wie ein Star für mich.“

Femina ist das angesagteste und mit Abstand hochwertigste Frauenmagazin des Landes. Innerhalb eines Jahres ist es völlig durch die Decke gegangen. „Und in welcher Redaktion bist du dort? Ich habe jede Ausgabe gelesen – das heißt, vermutlich auch schon einiges von dir“, sprudelt es weiter aus mir heraus.

„Ich bin sozusagen das Mädchen für alles“, antwortet Lena lachend. „Ich helfe in jedem Bereich aus, aber am liebsten schreibe ich die Rubrik *Feminine Psychologie*.“

Sie will gerade weitererzählen, doch vor lauter Begeisterung vergesse ich meine guten Manieren und quietsche auf: „Echt jetzt? Das ist meine absolute Lieblingsrubrik!“ Ich bin kurz davor, sie nach einem Autogramm zu fragen, als sich mein Hirn wieder einschaltet und mir bewusst wird, dass Lena einen Groupie neben sich vermutlich nicht ganz so angenehm findet.

„Sorry, dass ich so aufgekratzt bin“, sage ich etwas ruhiger. „Aber du lebst meinen absoluten Traumjob.“

„Wirklich? Schreibst du denn auch?“, fragt Lena interessiert. „Was machst du beruflich?“

Autsch. Die Frage sitzt. Denn die Wahrheit ist ja, dass ich gerade arbeitslos bin. Ich atme kurz durch und sage dann ehrlich: „Weißt du, ich habe kürzlich meinen Job als Marketingassistentin verloren – den ich niemals wirklich mochte. Ehrlich gesagt, wurde ich sogar gekündigt. Auf einer längeren Reise habe ich mir dann viele Gedanken gemacht, was mir wirklich Freude bereiten würde. Schreiben stand dabei ganz oben auf meiner Liste. Ich habe die heimliche Hoffnung, das, was ich gelernt habe – also Marketing –, mit dem zu verbinden, was ich liebe: dem Schreiben. Vielleicht in meinem zukünftigen Job.“

„Na, das klingt doch nach einem richtig guten Plan“, nickt mir Lena freundlich zu. „Eigentlich war das bei mir sehr ähnlich. Also, wenn das nicht mal ein gutes Zeichen ist.“

Dann mustert sie mich und lächelt. „Aber sag mal – wo warst du denn im Urlaub? Sieht man dir ja sofort an, dass es im Süden gewesen sein muss, so braun gebrannt, wie du bist.“ Ich lächle und beginne zu erzählen.

Lena hört mir aufmerksam zu und stellt viele Fragen über Italien und das Reisen. Nebenbei erzählt sie einiges über ihr Workaholic-Leben voller Perfektionismus, über das sie sich selbst charmant lustig macht.

„Weißt du“, sagt sie schließlich grinsend, „ich bin so perfektionistisch, dass ich sogar beim Essen alles sortiere. Erst die Beilage, dann den Salat – und ganz zum Schluss das Schnitzel.“ Sie lacht über sich selbst. „Von meinem Hund Marlo verlange ich das natürlich auch – aber dem kleinen Kerl ist das völlig schnuppe. Der stopft sich einfach alles gleichzeitig rein“, fährt sie fort. „Zuerst ein bisschen Salat – den liebt er wirklich –, dann das Rinderhack und zwischendurch die Leckerlis.“

Sie schüttelt lachend den Kopf. „Ich meine, der hat die Kontrolle über sein Leben komplett verloren.“

„Klingt nach mir“, sage ich und stimme in ihr Lachen ein.

Nachdem wir uns noch einen Crodino – die alkoholfreie Variante von Aperol, auch sehr lecker – gegönnt haben, schaut Lena auf die Uhr.

„Für mich wird es leider Zeit“, sagt sie. „Ich muss morgen früh raus. Aber ich fand unser Gespräch wirklich schön. Wenn du magst, können wir das gerne wiederholen.“

Ich nicke erfreut. „Super gerne.“ Lena packt ihren Sommerschal, den sie wegen der hohen Temperaturen nicht gebraucht hat, in ihr Täschen und steht auf. „Aber du solltest auch langsam nach Hause“, sagt sie dann streng.

Für einen Moment fühle ich mich überfahren. Wieso sagt mir diese eben noch fremde Frau, wann ich nach Hause gehen soll? „Denn morgen solltest du ausgeschlafen und fit sein“, fährt sie fort. Ich lege die Stirn in Falten. „Wieso denn?“

„Du hast um zehn Uhr einen Termin bei *Femina*. Und zwar bei mir“, sagt sie ruhig. „Wir suchen dringend Verstärkung für unser Team. Ich bin die Redaktionsleiterin. Was meinst du – willst du vorbeikommen und mir mehr über deine Stärken und Erfahrungen erzählen?“

Mein Mund bleibt sperrangelweit offen stehen. „Wie ... ich meine, wie bitte ...? Ist das dein Ernst?“ Peinlicherweise fange ich nun auch noch an, wie verrückt an mit meinen Händen herumzufuchteln, weil mich dieses Angebot so überwältigt.

„Ja, das ist es, Eva“, sagt Lena. „Ich kann mir gut vorstellen, dass du ins Team passt. Natürlich müsstest du noch einen Probeartikel schreiben – aber wenn der passt, ist dein Traumjob zum Greifen nah.“

„Das wäre ... das wäre ja der Wahnsinn“, quietsche ich. „Ja, natürlich! Ich will diese Chance!“

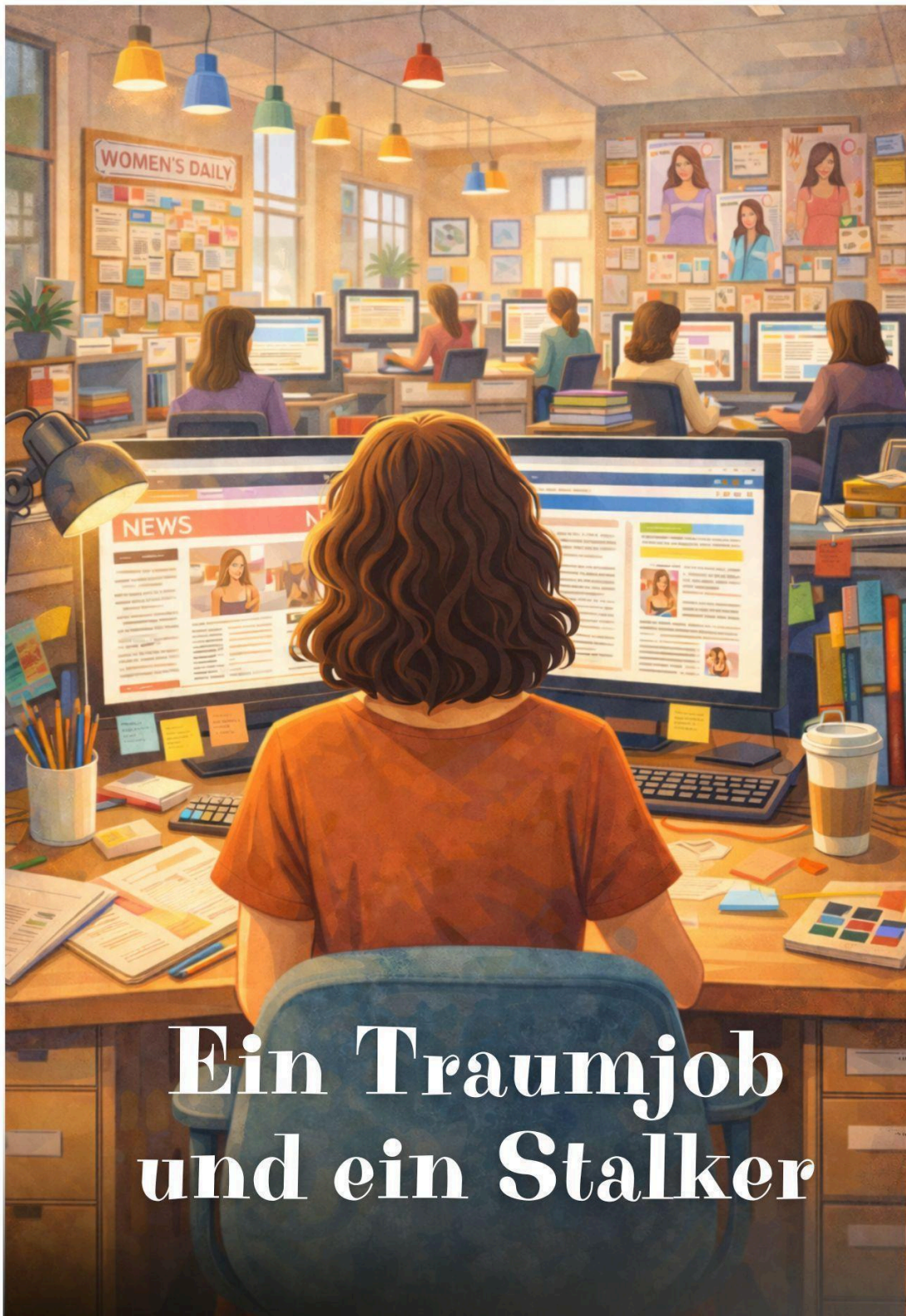
Noch immer völlig außer mir springe ich auf und umarme Lena aus einem inneren Impuls heraus. Ob es wirklich klug ist, der vielleicht zukünftigen Chefin um den Hals zu fallen, frage ich mich erst, als es längst zu spät ist. Doch Lena klopf mir lachend auf die Schultern, als wollte sie sagen: *Ist schon okay.*

Und so beginnt am nächsten Tag meine Reise bei *Femina*. Natürlich konnte ich die ganze Nacht vor Aufregung nicht schlafen. Natürlich waren da – trotz meines neuen Mindsets – hunderte Selbstzweifel. Kann ich das überhaupt? Bin ich gut genug? Was bilde ich mir eigentlich ein, Redakteurin sein zu wollen, wo ich doch weder eine einschlägige Berufserfahrung noch eine Ausbildung in diese Richtung habe – abgesehen von ein paar Marketing- und Schreibkursen?

Bei jedem dieser Zweifel wiederholte ich stoisch: „Ich schaffe das. Alles, was ich noch nicht kann, kann ich lernen. Ich schaffe das. Ich bin gut genug.“

Und obwohl es sich zuerst nicht so anfühlte, begannen meine Affirmationen irgendwann zu wirken. Um 9:30 Uhr verlasse ich schließlich das Haus – einigermaßen gefasst – und mache mich auf den Weg zu meinem Vorstellungsgespräch.

Affirmation: Ich bin bereit für Möglichkeiten, die größer sind als meine Zweifel.



Ein Traumjob und ein Stalker

Ein Traumjob und ein Stalker

Einen Monat später.

Ich arbeite nun bereits seit zwei Wochen bei *Femina* und kann mein Glück noch immer nicht fassen. Jeden Morgen, wenn ich aufwache, kneife ich mich zuerst, um zu überprüfen, ob das hier nicht nur ein wundervoller Traum ist.

Nicht nur, dass ich in dieser Arbeit, die größtenteils aus Recherche und Texten besteht, völlig aufgehe – nein, ich mache mich scheinbar auch ziemlich gut. Ich – die mittelmäßige Eva – bin in einer Sache wohl richtig gut. Und diese Sache ist Schreiben, Kreieren, Inhalte in Geschichten verwandeln.

Neulich, als ich einen Termin bei der Geschäftsführerin hatte, bin ich danach direkt zur Toilette gelaufen, um eine Runde zu heulen. Und zwar aus Freude und Überwältigung. Sie schwärmte fünf Minuten lang von meinem ersten Artikel, nannte mich eine Wortkünstlerin, die geschickt weiß, wie man Frauen mitten in ihren stärksten Themen trifft. Zwar müsste ich noch ein paar Stilmittel lernen, aber mein Potential wäre groß.

Ich meine – wie krass ist das bitte? Ich musste 38 Jahre alt werden, um jemals im Beruf so ein Feedback zu bekommen. Und ja, so kitschig es klingt: Genau deshalb glaube ich wirklich, dass ich meinen Traumberuf gefunden habe.

Als wäre das nicht schon schön genug, habe ich auch eine neue Freundin – nämlich Lena. Wir lachen gemeinsam im Büro, in der Mittagspause oder, wenn es Lenas Workaholic-Dasein erlaubt, auch mal abends bei einem Drink. Auch der Rest des Teams ist supernett und völlig entspannt. Das Richtige hat mich gefunden. Zumindest beruflich.

Neben all der Erfüllung und Freude gibt es allerdings auch noch einen kleinen schwarzen Fleck in meinem Herzen. Sein Name ist Max.

Ich bin nun seit über vier Wochen wieder zu Hause, aber ich habe mich noch immer nicht getraut, seine Nummer zu wählen. Und mir scheint, als würde es mit jedem Tag schwieriger werden. Unser Abschied in Positano ist jetzt schon so lange her, dass ich mich immer wieder frage, ob er mich im realen Leben überhaupt noch sehen will.

Es war Urlaub – da ist doch immer alles anders. Oft esse ich im Urlaub Oliven, die ich richtig lecker finde. Nehme ich mir dann ein Glas mit nach Hause und gönne sie mir später dort, schmecken sie mir plötzlich überhaupt nicht mehr. Was, wenn es mit Max genauso ist? Was, wenn ich anrufe und er freundlich sagt: „Hey Eva, nice, dass du dich meldest – aber der Urlaub ist vorbei und gerade habe ich überhaupt keine Zeit für ein Wiedersehen.“

Vor diesem Moment fürchte ich mich so sehr, dass ich mich einfach nicht überwinden kann, die Nummer zu wählen. Ich weiß, das ist feige.

Aber – was soll ich denn auch sagen? „Hey, hier ist die olle Eva vom Campingplatz in Positano. Ich habe zwar keine Spinne, die du retten kannst, aber mein Herz würde gerne von dir gerettet werden, weil ich bemerkt habe, dass ich ein bisschen auf dich stehe ...“

Also nein. Wirklich. Was für ein Unfug. Was soll ich denn Kluges sagen? Mir fällt absolut nichts ein, was nicht megapeinlich wäre.

Abwesend kaue ich auf einem Bleistift herum, während mein Kopf mitten im Arbeitstag abschweift. „Was für ein Mist auch“, murmele ich. Mein Leben könnte gerade so leicht sein, wenn ich Max und alles, was er in mir auslöst, einfach vergessen könnte. Aber nichts da. Statt weniger werden die Gedanken und Gefühle immer mehr. Es fühlt sich an, als würde mir etwas fehlen, das schon immer ein Teil von mir war.

So wenig ich mir das eingestehen will – ich bin verliebt. Und zwar über beide Ohren. Das macht mir Angst.

„Eva, brütest du schon wieder eine Idee aus?“, ruft Lena über zwei Schreibtische hinweg mir zu.

„Wieso – schaue ich schon wieder drein wie ein bekloppter Kobold?“, scherze ich.

„Nein“, sagt sie und kommt näher. „Eher wie ein verliebter Teenager.“ Sie mustert mich etwas zu genau. „Du musst endlich über deinen Schatten springen und diesen Typen anrufen. Besser ein „Nein“ als diese ewige Ungewissheit. So kann das ja nicht weitergehen.“

„Ich weiß“, sage ich zerknirscht. „Aber ich weiß nicht wie. Und ob es sich überhaupt lohnt. Ganz ehrlich – wenn ich ihm so wichtig wäre, hätte er ja längst versucht, mich irgendwie zu finden, oder?“ Ich schaue Lena erwartungsvoll an.

„Also“, sagt sie ruhig, „du hast seine Telefonnummer – er hat deine nicht. Und jetzt denkst du, er sollte versuchen, dich zu finden?“ Sie hebt eine Augenbraue. „Ganz ehrlich: Er hat jedes Recht anzunehmen, dass du dich nicht mehr für ihn interessierst. Warum also sollte er sich auf die Suche nach dir begeben?“

Die Antwort gefällt mir gar nicht. Sie hätte mir auch einfach mal recht geben können, anstatt mir immer den Spiegel vorzuhalten. „Schon gut“, sage ich. „Ich hab verstanden.“

„Aber okay“, setzt sie nach, „wenn du meinst, er sollte so toll in dich verliebt sein, dass er dich sucht – dann überleg doch einfach mal, wo er dich suchen würde. Und dann geh zumindest einmal dorthin. Einen Versuch ist es wert.“

Mit diesen Worten dreht sie sich um, geht – und lässt mich mit meinen Gedanken allein.

Vier Stunden später sitze ich verrückte Nudel tatsächlich wieder in der Aperol-Bar am Rathausplatz. Ich meine, ganz ehrlich – wenn Max etwas über mich weiß, dann, dass ich Aperol trinke. Also, wenn er mich irgendwo sucht, womit ich nicht ernsthaft rechne, dann wohl hier. Und da heute, wie ich festgestellt habe, der letzte Tag ist, bevor der Sommer am Rathausplatz und damit auch die Aperol-Bar schließt, habe ich diesen Strohhalm einfach ergriffen.

Als ich hierher spazierte, fühlte sich das nach einer richtig guten Idee an, aber jetzt, wo ich hier sitze, komme ich mir ziemlich bescheuert vor. Mein Leben ist schließlich kein Hollywood-Film.

Von Max ist jedenfalls nichts zu sehen. Und mit jeder Minute, die ich länger hier bin, merke ich, wie meine Stimmung schlechter wird. „Ich trinke aus und dann gehe ich“, flüstere ich mir selbst resigniert zu, als plötzlich ein paar Kellner meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Moment mal – verteilen die da gerade Aperol-Goodies? Oh ja. Aperol-Regenmäntel, Aperol-Stoffsäckchen, Aperol-Schlüsselanhänger ... Oh. So etwas will ich auch haben!

„Hallo, hallo, Herr Kellner ...“, rufe ich und winke mit beiden Händen. Endlich kommt einer mit einem prall gefüllten Aperol-Goodie-Säckchen zu mir. Ich merke, wie ich innerlich zum Kleinkind werde, als er mich fragt, welches Aperol-Geschenk ich haben möchte.

„Darf ich eines oder zwei?“, hake ich frech nach. „Sie dürfen auch zwei“, sagt der Kellner freundlich.

Nachdem ich mir den Regenmantel und den Schlüsselanhänger ausgesucht habe, schweift mein Blick zur Kappe. Mann, die hätte ich auch noch gern. Aber so unverschämt kann ich unmöglich sein. Oder doch ...? „Die Kappe ist aber auch sehr schön“, sprudelt es schließlich aus mir heraus.

Der Kellner lacht. „Okay, Sie sind wirklich ein großer Aperol-Fan. Sie bekommen auch noch die Kappe.“ „Ja, das bin ich“, gestehe ich. „Aperol ist mein Lieblingslaster.“ Ich nehme die Kappe entgegen und strahle wie ein Honigkuchenpferd.

„Da fällt mir etwas ein“, sagt der Kellner plötzlich nachdenklich. „Warten Sie ...“, und läuft davon.

Zwei Minuten vergehen. Ich frage mich, ob ich doch zu viel gefordert habe und er jetzt vielleicht seinen Boss holt – verwerfe den Gedanken aber gleich – denn dafür war er viel zu freundlich.

Dann kommt er mit zwei Kolleginnen zurück. „Sind Sie Eva?“, fragt mich eine der beiden jungen Frauen plötzlich. Völlig verdattert schaue ich sie an. Woher kennt sie meinen Namen? „Ähm ... ja. Warum? Habe ich etwas falsch gemacht? Ich kann auch zwei Goodies wieder zurückgeben, wenn das zu viel war ...“, stottere ich.

„Nein, nein“, lacht sie herzlich. „Es ist so - es kommt etwa zwei- bis dreimal pro Woche, seit Ende August schätze ich, so ein Typ namens Maximilian – vermutlich ein Stalker vorbei – und fragt alle Kellner, ob sich hier eine gewisse Eva hätte blicken lassen. Ein Aperol-Fan soll sie sein – ein großer sogar. Dunkles, halblanges Haar.“ Sie schaut mich an. „Sind Sie das?“

In diesem Moment sackt mir das Herz in die Hose. Ich schlage mir die Hand vor den Mund. Max sucht mich. Und zwar schon seit Wochen. „Jaaaa – ich bin die Eva, die Max sucht ... und ... und er ist kein Stalker“, rufe ich.

„Ja, ich bin die richtige Eva“, wiederhole ich jetzt fast kreischend, während mich eine Welle aus Freude und Erleichterung überrollt. „Max sucht mich also ...“, sage ich dann etwas leiser und vergesse für einen Moment die Anwesenheit der Kellner. Und wow, diese Tatsache fühlt sich wunderschön an – pure Wärme breitet sich in meinem Körper aus.

„Ja, das tut er“, sagt die junge Kellnerin und lacht über meine überraschte Reaktion. „Dann ist er also doch kein Stalker, sondern einfach nur schwer verliebt. Ist ja schön, dass es das bei älteren Menschen auch noch gibt.“

Wie bitte, was!? Habe ich mich gerade verhört oder was? Ich werfe der Dame einen bösen Blick zu, beschließe aber dann, den Nachsatz zu vergessen und mich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Nämlich darauf, dass Max mich sucht!

Sie lächelt. „Er hat mir seine Nummer dagelassen – falls Sie seine verloren haben, hat er gesagt“ und streckt mir auch schon einen Zettel entgegen. Natürlich mit derselben Nummer, die ich längst habe.

Okay. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Ich werde ihn anrufen. Und zwar noch heute.

Affirmation: Die richtigen Menschen finden mich im richtigen Moment.



Wiedersehen

Wiedersehen

Mann, bin ich nervös. Mein Magen fühlt sich flau an, meine Hände zittern und mein Atem rast, als ich bei der Station Stadtpark aus der U-Bahn steige. „Gleich siehst du ihn wieder“, flüstert eine innere, aufgeregte Stille, die mich an den Teenager von damals erinnert. Mein Herz beginnt sofort noch ein bisschen schneller zu klopfen. Hoffentlich schaue ich nicht so aus, wie ich mich fühle – nämlich wie ein milchweißer Wackelpudding.

Reflexartig greife ich in meine Tasche und ziehe mir noch einmal meine Lippen mit dem Kirsch-Labello nach, um zumindest ein wenig Farbe ins Gesicht zu bekommen. Ein Blick auf die Uhr verrät mir: Ich bin bereits zwei Minuten zu spät. Also beschleunige ich mein Tempo und halte Ausschau nach der Strauss-Statue, bei der wir uns treffen wollen.

Und dann sehe ich sie. Einen großen Mann – Johann Strauss. Also die Statue. Und daneben, klitzeklein im Vergleich, Max. In Blue Jeans und einem cremefarbenen Poloshirt.

Mein Herz macht einen Satz, so heftig, dass ich kurz stehen bleiben muss. Er ist es. Wirklich. Langsam gehe ich auf ihn zu. Tausende Gedanken schießen mir durch den Kopf. Als ich ihn zuletzt gesehen habe, war ich noch nicht annähernd so verrückt nach ihm wie jetzt. Wie wird sich das auf unsere sonst so lockeren Gespräche auswirken? Vielleicht war doch alles nur Einbildung – ein Urlaubsgefühl, keine Realität. Was, wenn wir uns gar nicht wirklich verstehen?

Und dann ist es zu spät für weitere Gedanken. Max hat mich entdeckt. Sein Gesicht hellt sich auf. Er setzt sich in Bewegung und kommt mir entgegen. *Hat der in Italien auch schon so gut ausgesehen?* frage ich mich – und versuche, halbwegs charmant zurückzulächeln.

„Eva“, sagt er und bleibt stehen. „Ja, die bin ich“, antworte ich – und könnte mich im selben Moment für diese dumme Aussage ohrfeigen. Max lacht. „Schön, dich wiederzusehen, meine lustige Eva.“

Und ich stelle fest: Seine Worte sind auch nicht viel schlauer. „Finde ich auch“, stammle ich leicht verlegen.

Dann stehen wir da. Wie zwei begossene Pudel. Unsicher, wie wir uns begrüßen sollen. Ein Küsschen? Eine Umarmung? Alles fühlt sich irgendwie komisch an.

Nach ein paar peinlichen Sekunden übernimmt Max schließlich das Ruder, hakt sich bei mir unter und sagt: „Lass uns ein paar Schritte gehen – während du mir erzählst, wo du dich in den letzten Wochen versteckt hast.“

Und nach wenigen Minuten sind wir mitten im Gespräch. Es fühlt sich an wie in Italien. Ich bin erleichtert. Entspanne mich. Und fühl mich wohl. Ich erzähle ihm von meiner Weiterreise nach Tropea, vom mutigen Sprung vom Zehnmerturm (was natürlich eine leichte Übertreibung ist), der mich zurück zu meinem kindlichen Mut geführt hat, und von den aufregenden letzten Wochen in Wien.

„Ich muss mich übrigens noch bei dir bedanken, dass du für meine Kündigung gesorgt hast“, necke ich ihn – obwohl wir längst geklärt haben, dass er als Unternehmensberater damals nichts mit meiner Kündigung zu tun hatte.

„Gern geschehen“, spielt er mit. „Kann nur gut so gewesen sein. Du siehst jetzt jedenfalls viel

glücklicher aus als in der alten Firma“.

„Ja“, lächle ich und sehe ihn einen Moment lang etwas zu verträumt an. „Du hattest recht. Wenn man etwas loslässt und darauf vertraut, dass etwas Besseres kommt – dann kommt es auch.“

In Italien haben mir Max' Gedanken und sein Mindset gefallen. Aber so ganz übernehmen konnte ich sie damals noch nicht. Jetzt, wo sich dieses *Es-wird-das-Richtige-zu-dir-kommen, wenn-du-nur daran-glaubst*, selbst in meinem Leben gezeigt hat, spüre ich dieses Vertrauen, von dem er immer gesprochen hat.

„Ich kam nach Wien zurück und keine sechs Stunden später lernte ich meine heutige Chefin kennen – na ja, eigentlich ist sie viel mehr eine Freundin. Du wirst nicht glauben, was ich dir jetzt erzähle: Ich bin Redakteurin bei *Femina*. Ich kann es selbst noch gar nicht fassen.“

Max bleibt stehen, packt mich an den Schultern, sieht mich freudestrahlend an – und zieht mich dann kraftvoll in seine Arme. „Wow. Das ist ja genial. Einfach Wahnsinn. Das klingt genau nach dem, was du dir gewünscht hast.“

Er redet weiter, aber plötzlich höre ich nichts mehr. Ich spüre nur seine Arme um mich, die Wärme seiner Brust, seinen Atem an meinem Hals. Hm. Und ich mag, was ich da gerade spüre. *Bitte nicht aufhören*, flehe ich innerlich, als ich merke, dass er die Umarmung langsam löst.

Doch dann nimmt er meine Hand und hält sie fest, während wir weitergehen. Auch das fühlt sich schön an – wenn auch ungewohnt. Ein bisschen nach Teenagerleben.

„Und was hat sich bei dir getan?“, frage ich schließlich. „Wie waren die letzten Tage in Positano ohne mich? Hattest du wieder so eine nette Campingnachbarin wie ich eine war?“

„Ich habe noch ein paar Ausflüge mit Marino gemacht“, erzählt er. Der Kerl kennt selbst in dieser touristischen Gegend geheime Orte, die fast unberührt wirken. „Wir waren bei einem Wasserfall der Wünsche, der in einem kleinen Becken mündete. Glasklar und eiskalt. Ich bin natürlich trotzdem reingesprungen.“

„Und was hast du dir gewünscht?“, platze ich dazwischen. „Na was wohl“, sagt er und macht eine kurze Pause. „Dass ich dich wiedersehe.“ Dann grinst er. „Und dass du weniger frech bist als in Italien,“ setzt er nach und lacht.

Eigentlich sollte ich ihn jetzt kneifen. Stattdessen lache ich einfach mit. „Das kannst du dir gleich abschminken. Meine Frechheit – oder nennen wir es Mut – ist eher noch größer geworden.“

„Dachte ich mir schon“, sagt er und wirft mir einen Blick zu, der mich wie ein kleiner Blitz mitten ins Herz trifft.

Wir spazieren noch eine Weile durch die Stadt, bringen uns gegenseitig auf den neuesten Stand und beschließen dann, uns einen Eisbecher zu gönnen. Am Rand des Stadtparks finden wir ein Café. „Ach, wenn es doch immer Sommer sein könnte“, lächle ich, während ich die Eiskarte studiere.

„Da wäre ich dabei“, sagt Max und deutet auf den Coup Dänemark. „Den nehme ich – man gönnt sich ja sonst nichts.“ Ich entscheide mich für einen Eiskaffee.

Wir setzen uns nebeneinander, schlürfen und löffeln, und ich habe diese tiefe Gewissheit: Max genießt dieses Wiedersehen genauso wie ich. Alle Fragezeichen sind verschwunden. Kein *Mag er mich noch?* Kein *Bin ich gut genug?* Keine Spielchen wie in meinen früheren Beziehungen.

Nur zwei Menschen, die sich mögen. Und offen dazu stehen. Wie schön. Aufregend – und gleichzeitig angenehm unaufgeregt. Nach fast vier Stunden und einem weiteren Spaziergang spreche ich schließlich die Frage aus, die mir schon lange auf der Zunge liegt: „Und wie geht es jetzt weiter?“

Wie aus der Pistole geschossen kommt die Antwort: „Na ja – entweder du ziehst zu mir oder ich zu dir.“

Wir lachen beide laut. Aber tief drinnen meinen wir es ernst.

Einen Moment lang bleiben wir stehen. Dieses Schweigen fühlt sich nicht unsicher an, sondern ruhig. Max zieht mich näher zu sich, hebt leicht mein Kinn. „Darf ich?“, fragt er leise.

Ich antworte nicht. Lächle nur.

Seine Lippen berühren meine - erst vorsichtig, dann fester. Warm. Vertraut. Als hätten sie genau diesen Weg schon gekannt. Der Lärm um uns herum verebbt, der Stadtpark verschwimmt, und für einen kurzen Moment gibt es nur uns zwei.

Affirmation: Ich öffne mein Herz für Menschen, die mich glücklich machen.

Die Chaotin, der Nerd und ein skeptischer Vater



Die Chaotin, der Nerd und ein skeptischer Vater

Die Tage verfliegen. Zuerst treffen wir einander zwei-, dreimal pro Woche, bis wir es schließlich kaum noch einen Tag ohne einander aushalten. Mal ist Max bei mir in meinem kleinen Innenstadt-Nest, mal verbringen wir das Wochenende in seiner großzügigen Wohnung am Stadtrand. Und wenn ich doch einmal einen Abend alleine verbringe, vermisse ich ihn sofort.

„Mir fehlt meine liebevolle Wärmeflasche“, schreibe ich ihm an einem Tag, an dem wir getrennt schlafen, weil wir beide abends mit Freunden verabredet sind.

„Und mir fehlt mein zappelndes Eichhörnchen“, schreibt er zurück – eine Anspielung auf meine Schlafposition, die tatsächlich aussieht wie ein eingerolltes Eichhörnchen.

Und so beschließen wir: ohne einander geht nicht mehr. Von da an leben wir irgendwie gemeinsam – wenn auch immer noch mal hier, mal dort.

Natürlich entgehen uns die Macken des anderen nicht. Max ist in meinen Augen ein unglaublicher Nerd. Er sortiert Socken nach Farben, Gläser nach Größen und ist absolut unfähig, Verpackungen oder sonst irgendetwas wegzuworfen. Er hebt einfach alles auf – ganz nach dem Motto: *Man weiß ja nie, ob man das noch brauchen kann*. In meiner kleinen Wohnung ist das nicht unbedingt ideal. Aber gut – es soll Schlimmeres geben. Ich sehe gekonnt darüber hinweg.

Er hingegen meckert durchaus öfter darüber, dass ich eine Chaotin sei. Bloß weil ich es nicht einsehe, jeden Morgen mein Bett zu machen – schließlich verwurschte ich es abends ohnehin wieder. Na ja gut, ein paar andere Dinge entsprechen auch nicht so ganz seinen Vorstellungen. Meine Socken liegen selten sortiert im Kasten, sondern meist irgendwo am Boden. Meine Wohnung ist voller Krimskrams. Es gibt Schubladen, in die ich Dinge lieber hineinstopfe, statt sie ordentlich zu sortieren – mit dem Ergebnis, dass ich später selbst nichts mehr finde. Wäsche nach Farben? Fehlanzeige. Auch das mache ich nicht.

Hier und da gibt es ein Kopfschütteln. Aber am Ende des Tages sind das keine Themen, über die wir streiten. Viel wichtiger ist mir, dass wir einander verstehen. Dass wir einander zuhören. Dass wir stundenlang bei einem Glas Rotwein – oder manchmal auch einer Tasse Kakao – über das sprechen können, was uns gerade berührt und bewegt.

Als Max ein neues Jobangebot bekommt – diesmal als Regionalleiter bei einem bekannten Getränkekonzern –, wirkt er merkwürdig unglücklich. Und das, obwohl es eigentlich eine gute Nachricht ist. Ich sehe es ihm sofort an.

„Was ist los?“, frage ich. „Deine Worte klingen erfreut, aber dein Körper erzählt etwas ganz anderes. Was stört dich an dem Job?“

„Im Prinzip gar nichts“, sagt er. „Ich habe nur Angst, dass ich wieder in alte Muster ver falle. Du weißt ja, ich habe mein Leben lang versucht, meinem Vater zu beweisen, dass ich genauso gut bin wie mein Bruder. Ich habe gearbeitet und gearbeitet. Irgendwann konnte ich nicht mehr unterscheiden, was richtig oder falsch ist – alles, was zählte, war Erfolg.“ Er schnauft. „So will ich einfach nicht mehr werden.“

Ich nehme ihn liebevoll in den Arm. „Aber jetzt bin doch ich da“, sage ich. „Ich passe schon auf, dass das nicht passiert.“ Ein Lächeln huscht über seine Lippen – als wollte er sagen: *Okay. Ich glaube dir.*

Und auch sonst fühlt sich unser Zusammensein richtig schön an. Einfach natürlich. Ungeschminkt neben Max zu sein – kein Problem. Nie denke ich, ich sei nicht genug. Im Gegenteil, ich bin mir dessen und auch ihm so sicher, dass ich mich manchmal sogar frage, ob etwas fehlt. Zum Beispiel diese Aufregung, die ich bei meinen Ex-Partnern oft gespürt habe.

Dann erkenne ich: Diese Aufregung war Angst.

Bei Max spüre ich diese Angst nicht. Weil ich mich darauf verlasse, dass er bleibt. Weil ich mich ihm nicht erst beweisen muss. Weil es keine ständigen Auf und Abs gibt. Stattdessen gibt es Halt. Und Sicherheit. Und genau das ist gesund.

Manchmal sitze ich abends ein paar Minuten alleine auf dem Balkon und frage mich, ob das alles nicht zu gut ist, um wahr zu sein. Ob ich tatsächlich einmal im Leben Glück habe – beruflich und in der Liebe. Dann stelle ich fest: Ja, Eva. Du bist ein Glückspilz geworden. Und zwar nicht zufällig. Du hast aktiv an dir gearbeitet. An deinen Grenzen. Deinem Selbstvertrauen. Deinen alten Wunden. Deinem Mindset.

Lächelnd kuschle ich mich danach zum schlafenden Max ins Bett und genieße den Moment.

Nur in einer Nacht gelingt mir das nicht ganz: Max wälzt sich im Schlaf unruhig hin und her, als würde er eine Turnübung absolvieren. Es ist die Nacht vor dem Tag, an dem er meinen Vater kennenlernen soll. Max ist schrecklich nervös – so kenne ich ihn gar nicht.

Normalerweise ist ihm die Meinung anderer nicht besonders wichtig. Bei meinem Vater scheint das für ihn anders zu sein. Er läuft den ganzen Abend wie ein Duracellhäschen herum, springt von einem Gedanken zum nächsten, fragt mich zehnmal dasselbe und will alles über meinen Vater wissen, um möglichst gut vorbereitet zu sein.

Ich versuche, ihn zu beruhigen – *mein Vater sei kein Unmensch* –, aber meine Worte erreichen ihn kaum.

Am nächsten Tag ist es dann so weit. Eigentlich wollten wir mit Max' Auto fahren, aber er ist so bleich, dass ich ihm das Fahren nicht zumuten will. Also holen wir Berta aus der Garage und düsen Richtung Korneuburg, ein kleines Städtchen am Rand von Wien.

Dort werden wir von meinem Papa Bernhard und seiner neuen Frau Miriam empfangen. Papa ist ein friedvoller Brummbär. Auf den ersten Blick wirkt er etwas streng – was seiner altmodischen Brille und seinem Faible für wirklich hässliche Pullunder geschuldet ist. Miriam ist ein 1,52 Meter großes Persönchen, ebenfalls mit Brille, einer süßen Stupsnase und krausem blond-grauem Haar.

„Hallo“, rufe ich ihnen entgegen, als ich aus dem Auto steige. „Hallo, Schätzchen“, lächelt Papa zurück.

„Das ist Max“, sage ich und deute hinter mich. Papa streckt ihm die Hand entgegen und Max antwortet höflich: „Sehr erfreut, Herr ... Herr ...“.

„Michelhausen“, hilft mein Papa hastig nach.

„Oh, sorry“, sagt Max. „Ich hab es nicht so mit Namen.“

Max versucht es mit Humor. Einem ziemlich schrägen allerdings. „Den von Ihrer Tochter vergesse ich auch ständig“, sagt er und deutet auf mich. „Millie ... oder wie hieß sie noch gleich?“ Er bricht in gekünsteltes Gelächter aus.

Mir bleibt der Mund offenstehen. Solch dämliche Scherze kenne ich von Max nicht. Und dieses aufgesetzte Lachen erst. Ich runzle die Stirn. Papa tut es mir gleich.

Miriam rettet die Situation. „Na, kommt doch erst mal rein. Ich habe ein paar Snacks vorbereitet. Ihr habt doch bestimmt Hunger.“

Erleichtert folgen wir ihr. Papa serviert Limo, Miriam Lachs-Avocado-Häppchen. Nach ein bisschen Small-Talk über das Wetter und Wien, wendet sich mein Vater Max zu. „Sie sind also Maximilian. Ich weiß noch nicht allzu viel über Sie – ich bin nicht der große Telefonierer. Also hatte meine Tochter nicht wirklich Gelegenheit, mir etwas zu erzählen. Aber jetzt sind Sie ja da.“

Ich will meinem Vater gerade sagen, dass es nicht notwendig ist, dass sie einander siezen – schließlich habe ich gelernt, auszusprechen, was mich stört –, da platzt es auch schon aus Max heraus und ich erkenne, dass das Siezen wohl das kleinste Problem des heutigen Tages sein wird.

„Ich habe meine Matura an der HAK Neuerlingasse mit 1,3 bestanden. Habe an der Wirtschaftsuniversität in Wien BWL studiert – auf Wunsch meines Vaters. War dann ein halbes Jahr in London zum Auslandssemester. Meine ersten Berufsjahre habe ich bei HPV Consulting verbracht und wurde dort innerhalb von 14 Monaten vom Junior zum Professional ...“.

Mein Gesicht verzieht sich zu einem großen Fragezeichen, während Max wie aufgezoogen widerspricht. Von Dingen, die eigentlich im Lebenslauf stehen. Was denkt er, was das hier ist? Ein Bewerbungsgespräch?

Mein Vater blickt nervös zwischen Max und mir hin und her, als wolle er fragen: *Meinst du das ernst mit dem komischen Banktypen hier ...?*

„Ähm, Max“, versuche ich zu unterbrechen und lege ihm meine Hand beruhigend auf den Oberschenkel. „Gleich, Schatz“, antwortet er nur und redet ungestört im Affentempo weiter.

„Max“, rufe ich schließlich doch schon alarmierend laut. „Ich glaube, mein Vater wollte nicht deinen Lebenslauf hören. Er möchte dich nur ein bisschen kennenlernen ...“.

„Ach so. Ach ... ähm ... ja dann“, sagt Max, und ich bemerke, wie seine Wangen dabei einen leicht geröteten Ton bekommen.

Nein, so habe ich ihn definitiv noch nie erlebt. Max, der knallharte Consulter. Max, der immer lässig und gelassen bleibt. Max, der sympathische Kerl und der Ordnungsfreak. All diese Versionen kenne ich – aber diese sonderliche von ihm ist mir völlig neu.

„Genau“, lächelt mein Vater ihm aufmunternd zu. „Was machen Sie denn sonst so außer arbeiten?“, fragt er betont freundlich.

Max lacht wie aus dem Nichts laut auf. „Ich weiß nicht, ob Sie das wissen wollen, was ich sonst noch so mit Ihrer Tochter mache ...“ Wieder ein schrilles übertriebenes Lachen.

Oh Gott. Ich schlage innerlich die Hände über dem Kopf zusammen. Was ist bloß mit ihm los? Der ist ja völlig durch. Ich lache gekünstelt mit und greife unterm Tisch nach Max' Hand. Sie ist schweißgebadet. Wieso macht ihn diese Situation so schrecklich nervös, dass er gar nicht mehr Max sein kann?

„Nein, das will mein Vater wirklich nicht wissen – aber wir können ja mal erzählen, wie wir uns kennengelernt haben“, versuche ich, die Kurve zu bekommen. „Das mache am besten ich,“ füge ich für meine Verhältnisse sehr bestimmt hinzu.

Und dann rede ich so viel wie möglich, bloß damit Max nichts sagen muss. Der sitzt in der Zwischenzeit wie ein kleiner Schuljunge daneben und fühlt sich sichtlich unwohl. Nach einer Stunde und 20 Minuten beschließe ich, uns alle zu retten, und kündige an, dass wir jetzt wirklich weitermüssen.

„Oki-doki – danke für die coole Party“, sagt Max unpassenderweise beim Verabschieden, und mein Vater wirft mir erneut einen schwer irritierten Blick zu, der in etwa sagt: *Ach du armes Kind – wie verzweifelt musst du bloß sein.*

Ich grinse nur blöd, lege Max' Arm über meine Schulter und schaue, dass wir so schnell wie möglich von hier verschwinden.

Ja, und so lernte ich an diesem Tag einen völlig neuen Max kennen. Einen, der bei Dingen, die ihm wichtig sind, so nervös wird, dass er nicht mehr richtig tickt. Max bestätigt, es ist nicht das erste Mal, dass das passiert. Im Beruf nie, aber im Hinblick auf seinen Vater, dem er immer beweisen wollte, dass er gut genug ist, kenne er dieses komische und für ihn irgendwie unkontrollierbare Verhalten in Situationen, die ihn nervös machen.

„Es tut mir so leid, ich habe es total verkackt ... dein Vater denkt jetzt, ich bin ein Idiot“, sagt Max zerknirscht. „Ja“, sage ich etwas zu ehrlich. „Aber du weißt ja, was ich in Italien gelernt habe. Die Meinung anderer ist mir nicht so wichtig wie meine. Und ich denke noch immer, du bist das Beste, was mir passieren konnte ...“ Ich streiche ihm liebevoll über die Schulter. „Außerdem können sich Meinungen ändern.“

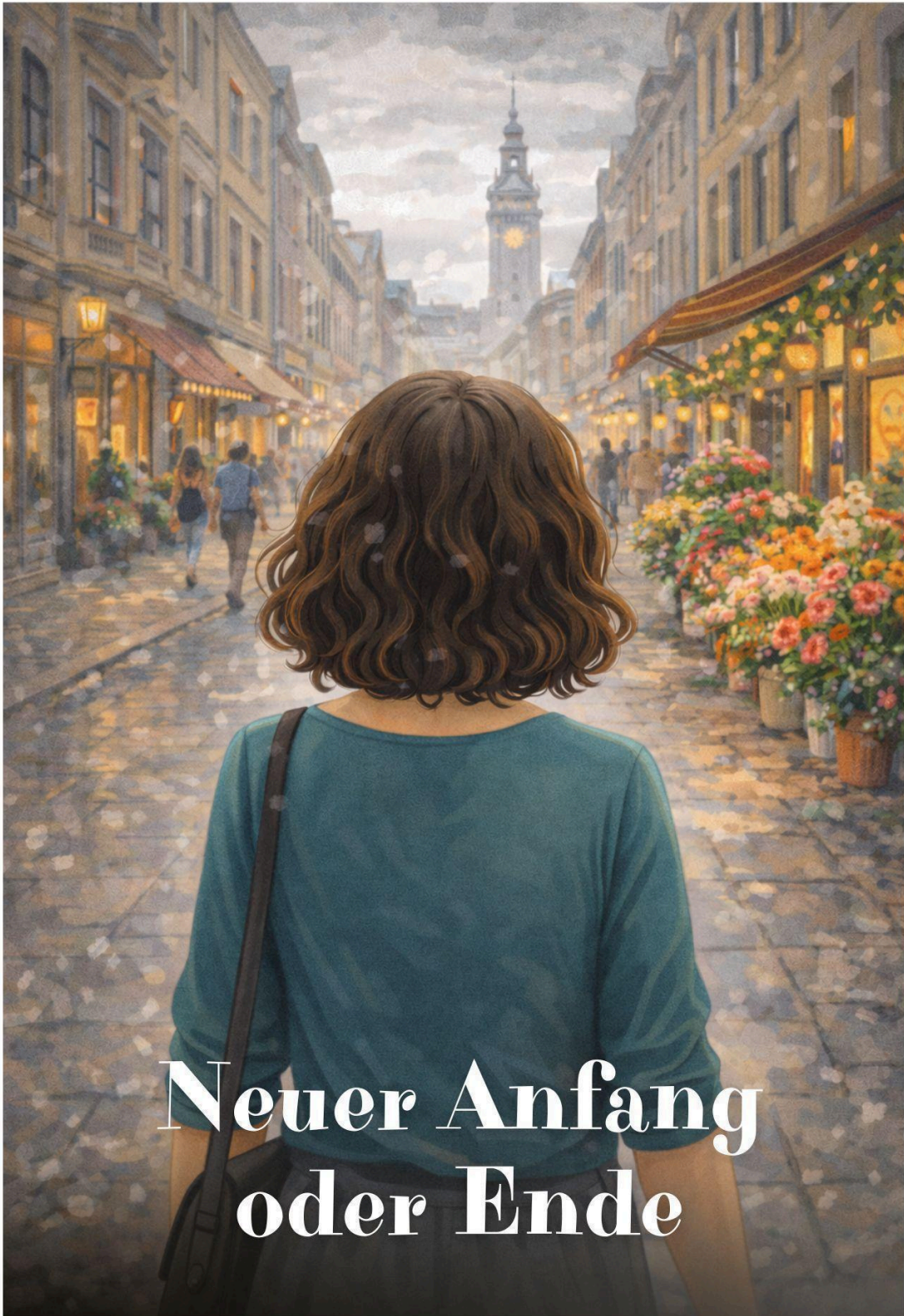
In meinem Inneren herrscht trotzdem ein kleiner Konflikt, denn nein – so ganz egal ist mir die Meinung meines Vaters eben nicht. Ich versuche gerade, diese beiden Wünsche – *ich will, dass mein Vater Max toll findet* und *ich will zu Max stehen, auch wenn er nicht wie ein toller Fang gewirkt hat* – miteinander in Einklang zu bringen.

Abends, als Max ungewohnt früh einschläft, überlege ich, ob ich meinen Vater anrufen und ihm alles erklären – mich für Max rechtfertigen – soll. Ich will schon zum Hörer greifen, da sagt etwas in mir: „Nein, das musst du nicht. Du weißt, dass er gut für dich ist, und alles andere wird sich fügen. Menschen, die dich lieben, gönnen dir Menschen, die dich lieben ... und es ist nur eine Frage der Zeit, bis dein Papa das bemerkt.“

Also lasse ich es. Was für mich, die immer nach Harmonie strebt und möchte, dass alle gut über sie denken, eine große Leistung ist.

Ich kuschle mich zu Max ins Bett und lasse diesen schrägen Tag hinter mir.

Affirmation: Ich steh zu mir und zu Menschen und Dingen, die mir guttun, auch wenn sie nicht jedem gefallen.



**Neuer Anfang
oder Ende**

Neuer Anfang oder Ende

Es ist der 1. Januar, als ich ungewöhnlich früh aufwache und wie automatisch mit einer Hand auf die andere Betthälfte greife. Ich spüre Max und seinen ruhigen Atem. Ich rolle mich zu ihm hinüber und beobachte für einen Moment sein Gesicht. „Wie süß kann man bitte beim Schlafen aussehen“, flüstere ich – ganz leise, damit ich ihn bloß nicht wecke.

Ein himmlisches Lächeln legt sich auf meine Lippen. Ich beginne sein Gesicht zu erforschen: die gerade Nase, die sanft geschlossenen Augenlider, die wirren Augenbrauen, sein Dreitagebart, die verführerischen Lippen ... und fühle mich sofort unfassbar verliebt. Zärtlich fahre ich mit meinem Handrücken über seine Wange. Er zuckt kurz und lächelt dann – wie ein kleiner Engel.

Das neue Jahr ist da, und gleich mit dabei ein neues Leben für Eva. Eines, in dem ich sein kann, wer ich bin. Noch nie bin ich so sehr aufgeblüht. Im Job läuft alles, wie es besser nicht sein könnte. Zwar habe ich in den letzten Monaten viel Neues gelernt, mich ab und an überfordert gefühlt, aber die meiste Zeit hat es sich dennoch mehr wie Vergnügen als Arbeit angefühlt.

Und mit Max – na ja – was soll ich sagen – ich schwebe noch immer auf Wolke Nummer sieben. Nur ab und an kehren meine alten inneren Stimmen zurück, die mich klein halten wollen. Zum Beispiel seitdem Max seinen neuen Job angetreten hat. Wie sollte es anders sein, ist er natürlich ein vorbildlicher Mitarbeiter, und das bedeutet leider oft Überstunden.

Neulich schrieb ich ihm um 18 Uhr: „Hey Schatz, in einer Stunde ist das Essen fertig. Bist du pünktlich da?“

Ich wartete eineinhalb Stunden vergeblich auf seine Antwort. Abgesehen vom Ärger über das kalte Essen packten mich auch alte Gefühle wieder.

„Der schreibt nicht zurück, weil du ihm nicht mehr so wichtig bist. Oder er einfach nicht mehr so verliebt in dich ist. Seine Arbeit ist ihm jetzt wichtiger als du“, ertönte eine grimmige Stimme in mir.

Und so sehr ich auch versuchte, mich ihr zu entziehen, bemerkte ich, wie dieses leise Gefühl von *vielleicht genüge ich ja doch nicht* wieder in mir emporstieg. Das wiederum machte mich wütend. Denn genau von dieser Abhängigkeit – von der Bestätigung von anderen - wollte ich mich doch losreißen. Ich will mich nicht nur gut genug fühlen, wenn Max Zeit für mich hat und mir Aufmerksamkeit schenkt. Ich will in mir ruhen, mir meiner selbst sicher sein und äußere Einflüsse einfach nur wahrnehmen, statt mich von ihnen bestimmen zu lassen.

Aber ehrlich gesagt ist das in der Liebe oft leichter gesagt als getan. Selbst meine Affirmationen konnten das Gefühl nicht vertreiben. Also beschloss ich, mehr zu tun, damit sich die alten Geschichten nicht wiederholen. Und außerdem musste ich lernen, Max gegenüber klare Grenzen zu setzen.

Als er schließlich um 19:30 Uhr schrieb, dass es ihm unermesslich leidtäte und er die Zeit übersehen habe, weil so viel zu tun gewesen sei, erleichterte mich das zwar ein wenig, änderte aber nichts an meinem Beschluss. Abends, als er nach Hause kam, sagte ich ihm sehr

klar, dass ich nicht im Nachhinein erfahren wolle, wenn er sich verspätet, sondern frühzeitig – sodass ich meine eigenen Pläne verfolgen kann, statt auf ihn zu warten.

„Das verstehe ich total“, antwortete Max zerknirscht. „Das würde mich auch nerven. Ich gebe mir Mühe, dass das nicht mehr passiert.“

So versöhnten wir uns an diesem Abend doch wieder und aßen gemeinsam die aufgewärmte Lasagne.

„Guten Morgen, mein Schatz“, flüstert Max an diesem Neujahrmorgen, einige Sekunden, bevor er seine Augen aufschlägt. Dann küsst er wie jeden Tag zuerst meine Nasenspitze, und ich kichere dabei wie ein kleines Kind.

„Gut geschlafen?“, frage ich und kuschle mich ganz nah an seine Brust.

„Wie man’s nimmt – du hast geschnarcht wie ein Traktor“, lacht er.

„Ich hab dir schon hundertmal gesagt – ich schnarche nicht“, erwidere ich gespielt streng.

„Stimmt, du brummst“, neckt er mich und zieht mich tiefer unter die Bettdecke.

Wir bleiben noch eine Weile im Bett und genießen es, heute einmal nicht früh rauszumüssen, sondern stattdessen das Kuscheln am Morgen voll auskosten zu können. Irgendwann ist es mir dann doch genug, und ich bekomme Lust, aus diesem freien Tag – dem allerersten im neuen Jahr – noch etwas zu machen.

„Was stellen wir denn heute an?“, frage ich und hieve mich langsam aus dem Bett.

„Du frisierst dir vielleicht zuallererst mal die Haare“, grinst er mich an. Ein Blick in den Spiegel verrät, dass er recht hat. Sie stehen nämlich wild in alle Richtungen.

„Und danach?“, rufe ich ihm zu, während ich ins Badezimmer gegenüber laufe und meine wirren Haare kämme.

Max eilt mir hinterher und greift zur Zahnbürste. „Weißt du, ich wollte heute noch etwas Wichtiges mit dir besprechen“, sagt er plötzlich ernst, während er die Zahnpasta auf die Bürste drückt.

„Okay“, antworte ich gedämpft, weil mir der ernste Ton in seiner Stimme nicht gefällt.

„Was hältst du davon, wenn wir einen Spaziergang machen und uns dann einen Apfelstrudel beim Demel gönnen?“

Ich nicke und schenke ihm ein schiefes Lächeln. Irgendwas ist da noch ... grüble ich.

Da es schon später Vormittag ist und es ohnehin bald Strudel mit Vanillesauce gibt, lassen wir das Frühstück aus und verlassen gut eingepackt mit Mütze, Schal und Handschuhen die Wohnung, um loszuspazieren. Während Max den gestrigen Silvesterabend mit unseren Freunden Revue passieren lässt und alle lustigen und schönen Momente noch einmal zusammenfasst, kreisen meine Gedanken ständig um den Ernst in seinem Blick, als er mir in der Früh den Vorschlag mit dem Apfelstrudel machte. Bei allem, was er erzählt, nicke ich nur und frage mich, warum er über belanglose Dinge redet, statt endlich mit der Sprache rauszurücken.

Je länger unser Spaziergang dauert, desto angespannter werde ich innerlich. Vielleicht will er warten, bis wir im Kaffeehaus sitzen. Vielleicht ist es ja auch gar nichts Schlimmes, sondern etwas Schönes, rede ich mir ein. Aber mein Bauchgefühl sagt etwas anderes. Ich kenne Max mittlerweile gut genug – der Klang seiner Stimme verrät mir, dass er etwas vor mir verbirgt.

Als wir es uns an einem kleinen Ecktisch im Café Demel gemütlich gemacht haben, macht er jedoch keine Anstalten, das Thema zu wechseln. Stattdessen erzählt er, wann er seinen ersten Apfelstrudel gegessen hat, dass Rosinen darin wirklich nicht sein müssten und dass die Kaffeehauskultur in Wien halt wirklich einzigartig ist.

Irgendwie entgeht ihm, dass ich seit mehr als zwanzig Minuten kein Wort gesagt habe. Und dann platzt es plötzlich aus mir heraus:

„Das interessiert mich alles nicht. Warum redest du die ganze Zeit von Belanglosem, wenn du mir doch eigentlich etwas Wichtiges sagen wolltest?“

Meine Stimme ist so laut, dass die zwei Damen vom Nachbartisch sich neugierig zu uns umdrehen.

Max erstarrt einen Moment. Dann huscht sein Blick von mir zu Boden und wieder zurück – ein deutliches Zeichen, dass er nervös wird. Und sofort überträgt sich diese Nervosität auch auf mich. Oh mein Gott. Was wird er mir sagen? Es muss etwas richtig Schlimmes sein. Er wird sich doch nicht trennen oder schwer krank sein. Meine Gedanken überschlagen sich, und mir wird heiß.

„Nichts Schlimmes“, bringt er schließlich hervor. „Na ja, zumindest nichts wirklich Schlimmes“, rudert er sofort zurück.

„Sag es jetzt einfach“, fordere ich ihn harsch auf, und etwas in mir fühlt sich plötzlich verletzt, obwohl noch nichts gesagt wurde.

„Es geht um meinen Job“, er schluckt und macht eine bewusste Pause. „Du weißt, dass mir meine Arbeit wichtig ist. Und manchmal bekommt man Chancen, die man einfach annehmen muss. Mir wurde letzte Woche angeboten, für sechs Monate an unserem Standort in Shanghai zu arbeiten ...“.

Meine Kinnlade klappt hinunter. Hat er das wirklich gerade gesagt? Sechs Monate Shanghai – das kann er doch nicht ernst meinen.

„Ich habe mich noch nicht entschieden. Ich habe gesagt, dass ich das mit meiner Freundin besprechen möchte. Aber ich muss ehrlich sagen, dass das Angebot verdammt verlockend klingt. Ich meine, wer bekommt schon so eine Möglichkeit? Abgesehen vom Abenteuer ist es natürlich auch eine geniale Karrierechance.“

Max hält inne, als würde er auf meine Reaktion warten.

Mir bleiben die Worte im Hals stecken. Ich fühle mich wie im Schockzustand. Seine Karriere ist ihm also doch wichtiger als ich, wird mir in diesem Moment schlagartig bewusst. Er überlegt ernsthaft, sechs Monate wegzugehen. Ohne mich.

„Sechs Monate sind keine Ewigkeit. Du könntest natürlich auch mitkommen, aber ich weiß, dass das kein faires Angebot ist, weil du deinen Job magst und ihn nicht aufs Spiel setzen willst. Ich würde in dieser Zeit auch ein- oder zweimal nach Hause kommen. Und du könntest mich in Shanghai besuchen. Das wäre sicher aufregend.“

Mit aller Gewalt versucht er, mir diesen Weltuntergang schmackhaft zu machen. Will er mich verarschen? Ich spüre, wie mich eine Welle der Wut überrollt. Erst mein Herz klauen und dann abhauen. Das habe ich schon oft erlebt – und jetzt bin ich wieder darauf hereingefallen.

„Du meinst das also ernst“, bringe ich schließlich ruhig hervor, im krassen Gegensatz zu dem Sturm, der in mir tobt.

„Ja, irgendwie schon“, antwortet Max. „Aber ich will dich nicht verlieren, sondern am liebsten mitnehmen“, fügt er liebevoll hinzu.

„Dir ist schon klar, dass wir noch kein halbes Jahr zusammen sind und du jetzt für ein halbes Jahr weggehen willst“, stelle ich die Tatsachen in den Raum.

„Nein, es würde erst ab Sommer losgehen. Wir haben noch ein halbes Jahr ganz für uns“, entkräftet er.

Auch wenn es nicht das ist, was ich hören wollte, fällt mir zumindest ein kleiner Stein vom Herzen. „Okay“, sage ich leise.

Max nimmt meine Hand, und ich lasse es geschehen, ohne seine Nähe wirklich zu spüren. Ich fühle mich plötzlich allein in einem eiskalten Raum. Zurückgestellt. Verlassen.

Wie in Trance esse ich meinen Apfelstrudel, schlürfe den Kaffee und sage Max schließlich, dass ich den restlichen Tag alleine verbringen möchte, um nachzudenken.

Affirmation: Ich bleibe bei mir, auch wenn im Außen der Sturm tobt.



**Zuhause ist dort,
wo sich dein Herz
sicher fühlt**

Zuhause ist dort, wo sich dein Herz sicher fühlt

Am 4. Jänner gehe ich wieder ins Büro. Ich habe mich noch immer nicht gefasst. Zwar ist mir klar geworden, dass ich Max auf keinen Fall seine Zukunftswege verbauen möchte – eben weil ich ihn liebe – doch mein Herz schmerzt weiterhin.

Er liebt mich doch nicht so sehr, wie ich geglaubt habe, stellt ein Anteil in mir fest. Sonst würde er so etwas nicht einmal in Erwägung ziehen.

Gleichzeitig weiß ich, dass Max' Leben nicht dazu dient, meine Liebeslöcher permanent auszugleichen. Auch andere Menschen führen Fernbeziehungen. „Entfernung sagt nichts über Liebe aus“, meldet sich eine Stimme der Vernunft in mir.

So, wie ich mich jetzt fühle, ist das jedenfalls kein Zustand. Das alte Gefühl von *ich genüge nicht* klopft seit Beginn des neuen Jahres fast stündlich wieder bei mir an. Ich habe mich zu sehr abhängig gemacht von Max' Bestätigung und Aufmerksamkeit. Zumindest das sehe ich jetzt klar.

Die starke Ariane in mir hat deshalb bereits einen Plan geschmiedet. Und der lautet: Beweise finden. Beweise dafür, dass ich gut genug bin. Ich nehme mir vor, täglich Dinge zu sammeln, die mir genau das zeigen. Damit dieses fiese Gefühl wieder leiser wird – und tatsächlich – es hilft.

– *Ich bin gut genug, weil ich in meinem Job Texte schreibe, die Menschen erfreuen, inspirieren und zum Nachdenken bringen.*

– *Ich bin gut genug, weil meine Freundin Heike mich als Erste anruft, wenn sie Rat oder ein offenes Ohr braucht.*

– *Ich bin gut genug, weil Lena es liebt, Zeit mit mir zu verbringen.*

– *Ich bin gut genug, weil ich die beste Lasagneköchin auf dieser Erde bin.*

– *Ich bin gut genug, weil ...*

Seit ein paar Tagen schreibe ich all diese Beweise in ein kleines Notizbuch. Immer dann, wenn die inneren Zweifel besonders aufdringlich werden, werfe ich einen Blick hinein. Und es wirkt. Es löscht meinen Herzschmerz zwar nicht aus, aber ich merke, wie meine Kraft dadurch langsam zurückkehrt.

Heute Morgen dachte ich mir plötzlich: *Wenn du eine so wundervolle Frau wie mich für sechs Monate zurücklassen möchtest, dann hat das etwas mit dir zu tun – aber nicht mit mir.*

Auch wenn der Gedanke etwas bockig klingt, heilt er etwas in mir. Es ist nicht meine Schuld. Es liegt nicht daran, dass ich nicht genüge. Es liegt an seinen Prioritäten.

Getrennte Wege sind dennoch keine Option. Das steht fest. Denn es gibt so viel Gutes, das uns verbindet. So viele Bereiche, in denen Max mir schenkt, wonach ich mich lange gesehnt habe. Vielleicht ist das also einfach eine wichtige Lektion für mich – eine, die mich lehrt, mich in einer Beziehung nicht mehr selbst zu verlieren.

Natürlich haben Max und ich noch einige Male über sein Shanghai-Semester und dessen Auswirkungen gesprochen. Max hat mir seine Perspektive erklärt, und ich kann sie teilweise nachvollziehen. Ebenso habe ich ihm meine Gefühlswelt offenbart und sein zerknirschtes Gesicht hat mir gezeigt, wie sehr es ihn verletzt, dass er mich verletzt.

„Ich habe mich noch nicht entschieden ...“, hat er immer wieder vehement wiederholt. Doch für mich fühlt es sich an, als wäre es das längst.

Gleichzeitig mache ich mir Sorgen, dass genau das passiert, wovon er stets solche Angst hatte: nämlich dass er wieder in alte Muster rutscht, sich immer mehr auf Erfolg fokussiert und alles andere aus dem Blick verliert. In diesem Fall werde ich gehen, habe ich beschlossen. So sehr es auch schmerzen würde. Denn ich hingegen weigere mich, mich in alte Muster zurückdrängen zu lassen.

März.

Die Wochen verfliegen. Vögel beginnen zu zwitschern, Primeln sprießen aus der Erde und es liegt Frühling in der Luft. Zwischen Max und mir haben sich die Wogen geglättet – auch wenn mich der Gedanke, bald nur noch seine Stimme hören zu können, ihn per Video, aber nicht live erleben zu dürfen, noch immer traurig macht.

Jeden Tag versucht er mir zu zeigen, wie wichtig ich ihm bin. Neulich überraschte er mich mit Frühstück im Bett. An einem ganz normalen Arbeitstag stand er eineinhalb Stunden früher auf, um Pancakes, Porridge und Frittata zu zaubern. Ich konnte mich den ganzen Tag kaum bewegen, so vollgeessen war ich.

Ich habe gelernt, mich geliebt zu fühlen – und seine beruflichen Entscheidungen von unserer Beziehung zu trennen. Die mittlerweile hundert Beweise, dass ich gut genug bin, die ich über die Zeit in meinem Block gesammelt habe, waren hilfreich dabei. Und auch meine Affirmationen sage ich mir noch immer regelmäßig vor.

Mit diesen Gedanken im Kopf spaziere ich ins Büro. Der Himmel strahlt, die Luft sagt: Bald ist die kälteste Zeit des Jahres vorüber. Allein das hebt meine Laune. Heute steht einiges an: zuerst das Redaktionsmeeting und dann muss ich meinen allerersten Titelblattartikel fertigstellen. Eine große Ehre und Herausforderung zugleich. Vor allem aber erfüllt es mich mit Stolz.

„Guten Morgen“, rufe ich fröhlich, als ich im Büro ankomme und meinen Mantel an den Haken hänge.

„So gut gelaunt am frühen Morgen?“, hallt es aus dem Gang zurück, wo mir Lena mit ihrer Kaffeetasse entgegenkommt.

„Warum auch nicht?“, entgegne ich lächelnd.

Als sie näherkommt, fällt mir auf, dass ihr Gesicht fahl wirkt und ihre Augenringe dunkler sind als sonst. Außerdem trägt sie dieselben Kleidungsstücke wie gestern.

„Du hast doch nicht etwa die ganze Nacht durchgearbeitet?“, frage ich erschrocken.

„Leider ja“, sagt Lena erschöpft und lässt sich auf meinen Bürostuhl fallen.

„Lena, das kannst du doch nicht machen. Das ist ja der Wahnsinn. Das geht doch nicht,“ schimpfe ich. Und zwar nicht zum ersten Mal. Denn Lena arbeitet einfach zu viel, ist perfektionistisch und unfähig, um Hilfe zu bitten. Aber ich sehe schon, mit Schimpfen komme ich da nicht weiter. Also stelle ich mich hinter sie und massiere für einen Moment ihre Schultern. „Liebes, wieso sagst du denn nichts. Wenn Not am Mann ist, helfe ich dir doch.“

„Danke“, sagt Lena leise. „Allein, dass das jemand sagt, hilft mir schon. Dieses ewige Funktionierenmüssen macht mich müde.“

„Bitte merk dir eines“, entgegne ich bestimmt. „Ich mag dich auch dann, wenn du nicht funktionierst, okay?“

Lena lächelt schwach.

„Und heute gehst du früher nach Hause“, füge ich gespielt streng hinzu. „Das ist eine Anweisung deiner Mitarbeiterin.“

Am späten Nachmittag schaffe ich es tatsächlich, ihr zumindest eine Aufgabe abzunehmen.

„Das geht locker“, sage ich, um sie zu beruhigen. Die Realität schaut aber anders aus. Am Ende bin ich es, die an diesem Tag bis 19 Uhr im Büro sitzt. Aber für Lena mache ich das gerne. Sie hat schon so viel für mich getan, da ist es völlig selbstverständlich, dass ich ihr mal etwas zurückgebe.

Als ich erschöpft vom langen Tag nach Hause komme, empfängt mich ein herrlicher Geruch, der mir das Wasser im Mund zusammenlaufen lässt. Max kommt mir in seiner Hausmannsschürze mit einem kochenden Snoopy drauf entgegen und begrüßt mich mit einem zärtlichen Kuss.

„Es gibt Curry mit Kichererbsen und Süßkartoffeln“, lächelt er mich gefährlich charmant an, und ich spüre, wie sich Geborgenheit in mir breitmacht. Was gibt es Schöneres, als von der Arbeit nach Hause zu kommen und sich auch wirklich zu Hause zu fühlen. Nicht nur wegen der Räumlichkeiten, sondern vor allem wegen dem Menschen, der dort auf dich wartet.

„Oh, wie lecker“, freue ich mich. „Ich wasche mir schnell die Hände, dann bin ich bei dir.“

Max deckt in der Zwischenzeit den Tisch, serviert uns ein Glas Wein und anschließend das dampfende Curry. Dann erzählen wir einander, wie der Tag war. Dabei haben wir ein kleines Ritual: Jeder erzählt zuerst von etwas, das ihn genervt oder gekränkt hat, und dann vom schönsten Moment des Tages – also dem Highlight. Ich erzähle ihm von den Frühlingsblumen und davon, dass sie mich daran erinnern haben, dass wir uns nun schon fast ein Jahr kennen und ich noch immer Frühlingsgefühle habe, wenn ich ihn sehe.

Max schaut mir tief in die Augen und sagt: „Mir geht es genauso, Eva, und deshalb muss ich dir heute etwas sagen.“

Etwas sagen. Meine inneren Alarmglocken läuten. Als er zuletzt diesen Blick drauf hatte, erzählte er mir von seinen beruflichen Shanghai-Plänen. Aber beim nächsten Atemzug beruhige ich mich etwas. Denn das Funkeln in seinen Augen und der Ton in seiner Stimme klingen weich und liebevoll. Also vielleicht doch etwas Schönes.

„Warte mal, ich räume noch die Teller weg“, spannt er mich auf die Folter und huscht in die Küche. Der kann mich doch jetzt nicht hier sitzen lassen. Verunsichert watschle ich ihm nach.

„Ich verlange, dass du mir sofort sagst, was los ist“, sage ich drohend und verschränke meine Arme vor der Brust.

„Natürlich sofort, meine Hoheit“, scherzt Max, während er die Teller in den Geschirrspüler räumt.

Dann nimmt er meine Hände und zieht mich auf die Couch. Und dann höre ich den Satz, der alles in mir erlöst.

„Ich will nicht mehr nach Shanghai. Ich will lieber mit dir, Berta und zwei Ringen nach Positano.“

„Waaaaas“, quietsche ich mit einer Mischung aus Freude und Erstaunen. Max lacht.

„Soll das jetzt etwa ein Antrag sein?“, presse ich dann noch aufgeregt heraus.

„Ja, das auch“, gibt Max freudestrahlend zurück.

Ich bin so aus dem Häuschen vor doppeltem und dreifachem Glück, dass ich ihn küsse, umarme und gleichzeitig seine Haare verwuschele, bis mir plötzlich einfällt, dass Max das vielleicht alles nur für mich tut – und gegen sich.

„Aber“, sage ich nach der ersten Begeisterungswelle, „was ist mit dir und deinem Abenteuer in Shanghai und deiner Karriere, die du dir so gewünscht hast? Das sollst du doch nicht wegen mir aufgeben.“ Meine Stimme wird leiser und bedrückter.

Max nimmt mein Gesicht zwischen seine Hände und schaut mir tief in die Augen: „Ich mache das nicht für dich. Zumindest nicht nur. Ich mache das vor allem für mich. Ich bin nicht mehr der Kerl, der dem alten Muster folgt – zuerst Erfolg und dann alles andere. Ich bin jetzt der, der dort bleibt, wo sich sein Herz am sichersten und wohlsten fühlt. Und das ist hier bei dir“.

Mein eben noch betrübtes Gesicht erhellt sich.

„Wirklich?“, flüstere ich, fahre mit meinem Finger über Max' Lippen und küsse ihn leidenschaftlich.

„Ja, wirklich.“, sagt er eine knappe Minute später. „Aber eine Antwort schuldest du mir noch. Willst du mit mir, Berta und zwei Ringen im August nach Positano fahren?“

„Jaaaaa – das will ich“, rufe ich und lache lauthals vor Glück auf.

Ende

Affirmation: Ich öffne mich für Orte, wo sich mein Herz sicher fühlt.